

Auch einige unnötige Fehler finden sich. Die Sowjetunion war lange Jahre Iraks größter Waffenlieferant. Allerdings stammen ca. 53 Prozent des irakischen Waffenarsenals aus Moskau. Die im Buch angegebene Zahl von 80 Prozent (S. 35) erhält man, wenn die sowjetischen, französischen und chinesischen Lieferungen addiert werden. – Das Camp David-Abkommen wurde nicht 1979, sondern 1978 eben in Camp David unterzeichnet. Im März 1979 wurde am Potomac das darauf beruhende, aber keineswegs identische Washingtoner Friedensabkommen geschlossen. – Die Schnelle Eingreiftruppe der USA (Rapid Deployment Force) wurde nicht von Präsident Reagan, sondern bereits von dessen Amtsvorgänger Carter ins Leben gerufen (S. 127). – Die erste gesamtdeutsche Bundestagswahl fand am 2. Dezember 1990, nicht erst am 13. Dezember statt (S. 229).

Diese kritischen Anmerkungen können und sollen den Wert des Buches nicht schmälern. Das darin enthaltene reichhaltige Wissen, die sehr gelungene, in gewissem Sinne zeitlose Darstellung machen die Arbeit zu einer Fundgrube für jeden an der Situation im Golf interessierten Leser – weit über das Erscheinungsdatum des Buches hinaus.

Rolf Müller Syring

Albert Hourani, Islam in European thought, Cambridge University Press, Cambridge 1992, 199 S.

So muß der berühmte Thomas Edward Lawrence (1888-1935) einst auf Jerusalem geschaut haben, dachte ich im November 1992, konnte er doch von seinem Zimmer im „The American Colony Hotel“ das Damaskus-Tor der Altstadt sehen. Als britischer Agent stachelte er die Higâz-Araber zum Aufstand gegen die Türken an, ließ sich beim Einzug in jene Heilige Stadt Ende 1917 nahe des Jaffa-Tors mit dem französischen Offizier Louis Massignon fotografieren, betrieb 1920 die Ausrufung Faisals I. zum „König von Syrien“ und beschrieb diese Abenteuer 1926 in seinem Buch „Sieben Säulen der Weisheit“. Seither kommt wohl kein moderner Forscher um diesen schillernden „Lawrence von Arabien“ herum, verkörpert er doch eine Hauptperiode der europäischen Einwirkungen auf den Nahen Osten. Der Oxforder Historiker *Albert Hourani* (geb. 1915) stellt die Beziehungen zwischen Lawrence und Massignon in einem der hier versammelten Aufsätze in die geschichtlichen Zusammenhänge jener Epoche wie auch die weiteren Beiträge über

- den Islam im europäischen Denken aus philosophischer Sicht;
- den Austausch an Donnerstagabenden 1952-1953 in Oxford unter dem Eindruck seines Lehrers

Buchbesprechungen

- Hamilton A. R. Gibb (1895-1971);
- den 1968 verstorbenen Marshall Hodgson und den Einfluß seiner Bücher über den Islam in Europa;
- den Begriff von islamischer, nahöstlicher und moderner Geschichte;
- den Orientologen Jacques Berque (geb. 1910) und die Araber bei der Suche nach einem neuen Andalusien;
- den Naben Osten des 18. Jahrhunderts in Kultur und Austausch;
- den Bairuter Lehrer Bîtrus al-Bustânî (1819-1883) als Herausgeber von sieben Bänden einer elfbändigen „Arabischen Enzyklopädie“ (1876-1900), deren erste drei Bände der Leipziger Heurich L. Fleischer (1801-1888) in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft mit Blick auf das Goethe-Zitat „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen“ (1819) besprach;
- den libanesischen Maroniten Sulâimân al-Bustânî (1856-1925), einer von den drei Brüdern des erwähnten Bîtrus, als Übersetzer und Publizist von Homers „Iliad“ (Kairo, 1904).

Zwei Grundgedanken durchziehen die neun Essays, die dem Franzosen André Raymond gewidmet sind. Erstens geht es um die Herausbildung einer bestimmten Sicht auf den Islam und die mit ihm verbundene Kultur in Europa. Einer Sicht, so der Autor im Vorwort, die einerseits

einem zunehmenden Wissen um den Glauben der Muslime und andererseits den sich wandelnden Ideen über Religion und Geschichte in Europa selbst entsprang. Zweitens beleuchtet der Oxforder Altmeister die akademischen Traditionen in Europa: Techniken der Identifizierung, Herausgabe und Interpretation des Schriftgutes und seiner Übermittlung von Generation zu Generation wie in der „Silsila“-Kette zwischen den Lehrern und ihren Studenten, was dann salopp als „Orientalismus“ bekannt geworden sei. Es lohnt, auf diesen zweiten Kerngedanken näher einzugehen.

Kritik am sog. Orientalismus sei heute modern, klagte *Hourani*, und zwar zu einem als Konflikt zwischen verschiedenen Generationen von Akademikern und zum anderen als Ausdruck ihrer unterschiedlichen intellektuellen Ausbildungen. Er führte das so aus (S. 57ff.): die erste Richtung der Vorwürfe wende sich gegen die Essentialisten, die versuchten, all die Erscheinungen in muslimischen Gesellschaften und Kulturen mit dem „Konzept der eigenen, unveränderbaren Natur des Islam und des Muslimseins“ zu begründen. In frühen Perioden sei das berechtigt gewesen. Doch spätestens seit dem niederländischen Forscher Snouck Hurgronje (1857-1936) würden sich die meisten Gelehrten einigen können, daß der Islam, wie er sich ausdrückt in Gesetzen, Ritualen und Traditionen, Normen für

die Gesellschaften setzte, in denen er die Hauptreligion ist. Jedoch die Natur dieser Gemeinschaften könne allein aus den Wechselbeziehungen zwischen solchen Normen sowie den spezifischen Traditionen und Umständen erklärt werden, wobei sich selbst diese Normen änderten – in den verschiedenen Zeiten und Räumen.

Die zweite kritische Richtung behauptete, die Akademiker seien im Westen politisch motiviert. In der Periode der europäischen Vormacht, die sich heute nur anders ausnehme als früher, hätten sie diese Hegemonie gegenüber muslimischen Ordnungen gebilligt. So sei ein Orient-Bild entstanden, das sich durch Stagnation, Rückständigkeit, Unwandelbarkeit, Feindschaft und Unfähigkeit zur Selbstherrschaft auszeichne. Natürlich sei anfänglich etwas daran gewesen, so Albert Hourani, und britische, französische und niederländische Forscher sollten für die koloniale Art Verantwortung fühlen, mit der ihre Regierungen herrschten. Ohne Zweifel hätten einige unter ihnen solche breiten Teilungen zwischen der Menschheit akzeptiert wie „Orient und Okzident“, „Islam und Christentum oder fort- und rück-schrittliche Länder“. Das diene der Rechtfertigung einer westlichen Vorherrschaft und finde heute seine Verlängerung in den Unterscheidungen zwischen „entwickelten“ und „unterentwickelten Staaten“. Abgesehen davon, daß Orientalisten wie

der Brite Edward G. Browne (1862-1926) Gegner der englischen Kolonialpolitik, gewesen und daß weder Deutschland noch Österreich als Kolonialmächte aufgetreten seien, würden hinter diesen Unterscheidungen Hegelsche Ideen zur Weltgeschichte stecken.

Die dritte Kritiklinie behauptete, Denken und Gelehrsamkeit des Westens erbaue ein sich selbsterweiterndes Gebäude für die Wahrheitssuche, das zwar das intellektuelle Leben beherrsche, aber wenig Verbindungen zur Wirklichkeit der Objekte aufweise. Auch daran sei etwas Wahres, nutzten wir doch traditionelle Kategorien und Auswahlprinzipien, die dazu neigten, sich selbst zu genügen. In der Tat wäre zu sagen, die üblichen Begriffe seien zumeist nicht die des vitalsten Denkens und erregten kaum Interesse von Nichtfachleuten. Die Grundkategorien stammten nach wie vor von Ignaz Goldziher (1850-1921) aus der spekulativen und philologischen Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts. Im Vergleich zur chinesischen und südasiatischen Geschichte ähnele die der meisten islamischen Länder einem unterentwickelten Feld. Es gäbe sehr wenig Experten. Ernsthaftes Studien seien relativ neu und deren Vertreter, zumal aus den betreffenden Staaten daselbst, besäßen schwerlich die Autorität, ihre eigenen Kategorien auch einzuführen.

Das ändere sich wohl, da junge Akademiker auf den Plan treten und

ihre Kategorien benutzen, gewonnen aus neuen Gebäuden des Denkens. Man könne dabei nicht jene Art des Konsens wie früher erwarten. Es werde verschiedene Wege des Herangehens in den verschiedensten Weisen geben. Differenzen kämen zwischen jenen auf, die von innen die Welt des Islams betrachten und jenen, die sie in überkommenen Begriffen der Kultur des Westens untersuchen würden.¹

Diese Gedanken bergen Sprengkraft, was nun drei Überlegungen andeuten mögen. Erstens: Wenn Albert Hourani beklagt, die Zeit wäre vorüber, da die Orientalisten (*orientalists*, S. 62) ohne jede Furcht vor Einwänden über ihren Beruf reden könnten, so liegt das an der Macht der Kritik, die der damals in Paris lebende Ägypter Anwar 'Abd al-Malik 1963² und der in New York lehrende Palästinenser Edward Said 1978³ gegen den euroamerikanischen Orientalismus (*orientalism*) vortrugen. Letzterer sah dreierlei „orientalism“: die akademische Disziplin, die Art der Abhebung des Orients vom Okzident und Institutionen, mit denen der Orient beschrieben und beherrscht werde. Klar ist, daß im Englischen (wie im Arabischen) der im Deutschen für das Fach übliche Begriff „Orientalistik“, *orientalistics*, hier fehlt: das als „-ism“ bzw. „-mus“ erfaßte System wird stets mit der Sparte in einen Topf geworfen. Es müßte aber getrennt werden, so daß eine Berufsbezeichnung wie

„Orientalologe“ sich vom „Orientalisten“ der eben umrissenen Weise abhebt.

Zweitens: Die „Überdisziplin“ Orientalistik kann wohl nur als vager Begriff für viele Zweige gesehen, also *eutbehrlich* werden. Ihre Ideen entspringen der realen Andersartigkeit orientalischer Welten im Süden im Vergleich zum Norden, zum euroamerikanischen Okzident. Die Wissenschaftshistorie war seit dem 12. Jh. ein Dreisprung von der Sprach- über die Geschichts- zur Sozialkunde. Heute müßte jede Lehre den orientologisch-regionalen mit dem sozialwissenschaftlich-hauptfachlichen Weg verbinden. Berufe wären so Sinologen-Juristen, Arabisten-Historiker, Afrikanisten-Philologen oder Indologen-Philosophen. Eine Sicht⁴ auf Sprach- oder Islamgelehrte, die nach dem Studium den zweiten Bildungsweg etwa zum Historiker gehen, genügt einem modernen Wissenschaftsbegriff kaum. Beides, die Kulturgeschichte oder Sprachen, muß *beigegeben* werden, sollte nicht Studienzweck, sondern auch ein methodisch nötiges Mittel für die Synthesen während des Studiums im zweiten Fachstrang sein.

Drittens: Houranis „Nahost-Geschichte“ ist die einer modernen Region in ihrer Beziehung zum Aufstieg und Verfall der Mächte Europas. (S. 97). Das läuft auch ideell auf eine „geistige Dekolonisation“ hinaus, so im „orientalism in reverse“ von Sâdiq Galâl al-‘Azni⁵ und in der

„Okzidentalistik“ (‘ilm al-istighrâb) von Hasan Hanafi⁶ – der Streit lebt auf.

Wolfgang Schwanitz

- 1 Ausführlich: W. Schwanitz, Berlin: Forschungsschwerpunkt für Moderne Orientforschung – Gedanken zum 80. Geburtstag der Orientalischen Kommission, in: *Initial*, 3 (1992) 3, S. 95-103; B. Lewis, *Rethinking the Middle East*, in: *Foreign Affairs*, 71 (1992) 4, S. 99-119.
- 2 A. ‘A. Al-Malik, L’orientalisme en crise, in: *Diogene*, 44 (1963), S. 103-140.
- 3 E. E. Said, *Orientalism*, New York 1978.
- 4 U. Haarman, Wie tolerant ist der Islam? In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 9.12.1992.
- 5 S. G. Al-‘Azim, *Orientalism and orientalism in Reverse*, in: J. Rothschild, *Forbidden Agendas*, London 1984, S. 349-376.
- 6 H. Hanafi, *muqaddima fi ‘ilm al-istighrâb*, Kairo 1991; vgl. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 40 (1992) 8, S. 966f.

Michael J. Hogan (Hrsg.), *The End of the Cold War. Its Meaning and Implications*, Cambridge University Press, New York 1992, 294 S.

Wer mit dem Bus von Kairo nach Jerusalem fährt, begreift in der Wüste Sinai angesichts hunderter Panzerwracks aus vier Kriegen zwischen Arabern und Israelis: das Gerede vom Ende des Kalten Krieges betrifft vor allem Europa! Außerhalb des Kontinents gab es in 45 Jahren nur heiße

Kriege, die der „kühle Aggregatzustand des Ost-West-Konflikts“ auf der Süd-Süd-Achse beförderte. Zudeintragten viele Vertreter der beiden Machtblöcke untereinander ihre Rivalität im Süden aus, gossen vor Ort Öl in die Waffengänge. Wie die Problematik 21 Experten aus mehreren Ländern und Fächern aufarbeiteten, stellte der Herausgeber des Journals „*Diplomatic History*“ zusammen. Er bat sie Ende 1991, Denksstücke zum Ende des Kalten Krieges zu schreiben.

Es ist hier nicht möglich, auch nur alle Autoren oder Themen anzuführen. Daher beschränke ich mich auf den einen der beiden Nahost-Beiträge, sehe also vom Aufsatz über das „Ende des Kalten Krieges und seine Bedeutung für Historiker und Politikplaner“ ab, den *Bruce R. Kunihobm*, Professor für Politik und Geschichte an der Duke-Universität, verfaßte.

„Das Ende des Kalten Krieges und der Nahen Osten“ zeigt, wie wenig noch diese Zäsur Europas Nachbarregion berührte. *Nikki R. Keddie* rückte das in den größeren Zusammenhang einer „globalen Krise des Kommunismus seit 1989“. Der Geschichtsprofessor an der California-Universität in Los Angeles lotete das anhand von fünf Punkten aus: der ökonomische Aspekt, wobei ein deutlich höherer Teil der West-Auslandshilfe seither nach Osteuropa abfließe; der mögliche Eindruck von osteuropäischen Demokratisierun-